

# Volk Gottes im Exil

Paul M. Zulehner

Gottes Volk, seine Kirche, sei heute auf dem Weg ins Exil und könne dabei viel vom exilierten Israel lernen. Das ist eine der Grundbotschaften von Rolf Zerfuß' Beitrag „Volk Gottes unterwegs: in der Fremde, unter den Völkern“. Im Folgenden will ich diese Grundannahme pastoralsoziologisch entfalten, in der Hoffnung, dass dadurch die prophetische Perspektive, sein aus den biblischen Erfahrungstexten übernommenes „Leitbild“ von Rolf Zerfuß ansatzweise operationalisiert werden kann. Solche Operationalisierungsarbeit ist allein deshalb vonnöten, weil Leitbilder nicht nur ermutigend auf den Weg verlocken, sondern in ihrer idealtypischen, ja idealisierten Verführbarkeit nicht selten genau das Gegenteil verursachen: dass die übermächtig scheinende Aufgabe, die ein Leitbild mit subtilem moralischen Appell einfordert, erst gar nicht angegangen wird.

„Exil“ könnte für die folgenden Reflexionen nicht anderes bedeuten, als dass die Kirchen in unseren Breiten ihre über Jahrhunderte bewährte soziokulturelle Grundlage und damit Stützung verlieren. Europa ist eben nicht mehr „christentümlich“, das Christentum ist längst nicht mehr die Grundlage der Staatsverfassung europäischer Staaten, und das vergebliche Ringen um eine folgenreiche Erinnerung daran in der Europäischen Verfassung zeigt nur, wie sehr es eben kein „christentümliches Europa“ mehr gibt.

## Ende der traditionellen Sozialform

An die soziokulturellen Bedingungen ist gebunden, wie ein christliche Kirche arbeitet und welche Sozialform sie sich dazu gibt. Was das Christentum im vorkonstantinischen Rom hocheffiziente verfolgte Untergrundkirche mit einer enorm flexiblen Sozialform, so glich sie sich, als Teil der nunmehr gesellschaftstragenden Kräfte, den neuen Verhältnissen an. Es bildete sich, zumal in der nachreformatorischen Zeit aus Friedensgründen als Sozialform die Staatskirche aus. Sie stellt mit allen gesellschaftlichen Mittel sicher, dass die gesamte Bevölkerung der einen monopolisierten Konfession angehört. Wer nicht bereit war, sich daran zu halten, wurden ins Jenseits oder in späteren toleranten Zeiten ins Jenseits ausgewiesen. Verursacht durch die große geistige, technische (Dampfmaschine), soziale (Klassenkampf) und politische Revolution (mit dem Ziel der Demokratisierung der Gesellschaften) wurde nach und nach nicht nur das soziokulturelle Gefüge umgestaltet, sondern änderte sich zunehmend auch die Arbeitsweise und Sozialform der Kirchen. Ein einfaches Beispiel: Was der Passauer Bischof Josephus Domincus Lamberg (17##) einzig darum besorgte, dass bei schweren Geburten die Hebammen notfalls auch im Mutterschoß taufte, schrieben die Deutschen Bischöfe verpflichten eine Taufkatechese für die Eltern von Kindern vor, die längst nicht mehr *quamprimum* zur Taufe gebracht wurden.

Mit der Umformung der Gesellschaft änderte sich also nicht nur die Position der Kirchen in der jeweiligen sie privilegierenden Gesellschaft, sondern auch Arbeitsweise und Sozialform. Das allein deshalb, weil ein zentrales Moment der Modernisierung europäischer Gesellschaften die Individualisierung darstellte: die Ausweitung von Freiheitsgraden bis in die letzten Winken der sich modernisierenden Gesellschaften.

## Auf den ersten Blick Verfall

Diese Entwicklung, die kulturell vor allem in den 68ern in die Tiefe der Bevölkerung getrieben worden ist, führt zum Abbauen aller aufgesprühten Fremdsteuerungen. Diese wurden in Institutionen, Normen und Autoritäten vermutet – weshalb diese Trias in eine Krise gerieten. Die christlichen Kirchen, die just auf diesen drei Säulen aufbauten – und das nicht nur aus Lust an Freiheitsminderung ihrer Mitglieder, faktisch geschah dies aber sehr wohl – wurden eines der prominenten Opfer dieser gesellschaftlichen Umbaukrise.

Das führt zu dem, was allenthalben bekannt ist und beklagt wird: die Austritte aus den Kirchen, das Leerbleiben der sonntäglichen Kirchenbänke, die schrumpfende Zahl von religiös-kirchlichen Dauerexistenzen wie Ordensmänner, Ordensfrauen und ehelose Priester. Selbst die Selbstverständlichkeit der kirchlichen Feiern zu den Lebenswenden lockerte sich, obgleich diese biographiegebundene Form der Beteiligung sich als weitaus stabiler (weil heidnischer?) erweist als die kirchengemeindlichen Formen. Alle Daten deuteten auf einen Verfall der Kirchlichkeit, ein lautloses Verdunsten hin – auf den ersten Blick zumindest.

## Veränderung des Beziehungsmodus

Blickt man auf die Entwicklungen ein zweites Mal, mit mehr sozialwissenschaftlich diagnostischer Genauigkeit, dann differenziert sich das Bild. Es gab ja in den freien Gesellschaften Europas – anders als im kommunistisch beherrschten Ost(Mittel)Europa – keinen politisch motivierten Krampf gegen die Kirchen. Im Vordergrund stand vielmehr der folgenreiche Anspruch moderner Bürgerinnen und Bürger, ihr Leben selbst so zu leben, wie sie es für richtig erachten. Selbststeuerung galt als das hehre Ziel, Wählen können also. Dass solches Wählenkönnen nur in einem risikobeladenen Punkt nicht frei ist, merkten die Menschen erst später: dass sie nämlich bei dieser Wahl niemand mehr vertritt und auch nicht entlastet. Der Zwang zur Wahl (Peter L. Berger nannte ihn den Zwang zur Häresie) erwies sich für den einzelnen zunehmend als hochriskant. Die Zunahme der Unübersichtlichkeit nicht nur durch die Fülle von Optionen, sondern auch deren Unsicherheit wurde den einzelnen zugemutet. Dies hätte nach einer zugleich wachsenden Daseinskompetenz verlangt, die sich aber im schwächer werdenden familiären System (vor allem wegen der Abwesenheit der Väter) nicht mehr so leicht einstellte. Das führte seit dem Beginn der Neunzigerjahre dazu, dass gerade inmitten der hochmodernen Freiheitsgesellschaft (wovon fundamentalistische Gruppen in den Kirchen reichlich profitieren) die Zahl jener Menschen wieder zunimmt, die die lästige Last der Freiheit wieder loswerden wollen.

Wie immer auch: Kirchlichkeit, gemeindliches Commitment, ist jetzt nicht mehr eine Sache unausweichlicher gesellschaftlicher Zuweisung, sondern wird zum sensiblen Thema der Wahl durch die „freie“ Person. Solche Situationen bringen erhebliche Instabilitäten in der Kirchenbeziehung mit sich. Wählbare Kirchenbeziehungen reagieren weitaus stärker als zugewiesene auf Irritationen und auf Gratifikationen. Dabei zeigen rezente Studien über den Kirchenaustritt, dass es letztlich weniger auf die Irritationen ankommt, wenn jemand die kirchliche Gemeinschaft formell verlässt, sondern das Fehlen von Gratifikationen entscheidend wirkt. Irritationen haben die Gehenden wie die Bleibenden gemeinsam. Was sie unterscheidet, sind die erfahrenen Gratifikationen.

Im Zuge der Individualisierung wurde auch die Religion „individualisiert“, zur Sache der Person. Das konnte sowohl zur Personalisierung der Religiosität (als der subjektiven Seite der Religion) führen, zu einer Gläubigkeit aus Entschiedenheit also. Ebenso konnte die Privatisierung sich wählerisch erweisen. Von der Abwahl jeglicher Religion (wie es bei den oftmals männlichen Atheisierenden der Fall ist) hin zu jenen, die sich an naturalistisch-humanistischen religionsartigen Konzepten orientieren bis schließlich hin zu den vor allem unter Frauen verbreiteten Religionskomponentistinnen stehen der einzelnen Personen sozial ungestraft heute alle Möglichkeiten offen.

Insofern Religion als Religiosität unsichtbar wird (Thomas Luckmann sprach daher von der „invisible religion“), scheint sich Religion total zu entkirchlichen. Selbst das ist aber nicht der Fall. Neuere Studien über Institutionen lassen eine Gegenbewegung zu einer wählerischen „Reinstitutionalisierung“ erkennen. Institutionen schmälern ja nicht nur die Freiheit des einzelnen. Als kollektive Erinnerung entlasten sie den einzelnen auch. Sie spielen dem wählerischen Menschen bewährte Lebensweisheit zu. Daraus erwächst heute nicht immer formelle Kirchenbindung, wohl aber entsteht neustens wieder so etwas wie eine verschämte „unsichtbare Kirchlichkeit“. Mit manchen Positionen der Kirche sympathisieren solche Ungebundenen unverbindlich. Sie schätzen den Einsatz für den Frieden, soziale Benachteiligte sind dankbar für den Einsatz der Kirchen für mehr Gerechtigkeit, Sinnsucher holen sich aus dem spirituellen Schatz der Kirche Hildegard von Bingen, Meister Eckehard oder Jakob Böhme.

# Den Untergang verwalten

Die christlichen Kirchen konnten nicht anders, als auf diese Entwicklungen zu reagieren: eine weitsichtige Agieren war angesichts der Schwerfälligkeit der Großorganisation Kirchen nicht zu erwarten.

## Priestermangel

Reagieren mußte die katholische Kirche auf den von Fachleuten schon früh prognostizierten, jetzt aber erst nach dem Eintreten der Prognose erstgenommenen Mangel an „Priestern in Ruf und Reichweite“. Die vielen errichteten Pfarrgemeinden können heute in vielen Kirchengebieten kaum noch zur Hälfte mit einem Pfarrer „versorgt“ werden – ein Wort, das entweder an überholt geglaubten Klerikalismus erinnert oder aber wohlwollend umgedeutet werden kann als gemeinsame Sorge der kirchlichen Gemeinschaften um ihre kleinere Einheiten, deren Zusammenhalt und damit sie vor allem inmitten zeitgenössischer Bedrängnis die Kraft behalten, in der Spur des Evangeliums zu bleiben.

## Raumpflegerische Lösung

Auf diese erste Herausforderung des überkommenen Kirchensystems hat die katholische Kirche in einer ebenso naheliegenden wie hilflosen Weise reagiert: raumpflegerisch. Die Zahl der Seelsorgeeinheiten wurde der Zahl der für die Pfarrseelsorge verfügbaren Priester angeglichen. Das führte zu pastoralen Pfarrverbänden, seelsorglichen Megaräumen.

## Verschärfte Klerikalisierung

Die Nebenwirkungen dieser Neuordnung der pastoralen Räume sind nicht unerheblich. Zum ersten kommen auf die Leiter dieser pastoralen Megaräume neuartige Aufgaben zu. Pastorales Management wird immer wichtiger. Die Priester, aber auch die Einrichtungen der Pastoralen Fort- und Weiterbildung haben darauf schon reagiert. Die Priester wünschen sich Training in Organisations- und Personalentwicklung, dementsprechend bieten immer mehr kirchliche Einrichtungen pastorale Managementkurse an.

Sehr viele Priester stört aber (laut zentraleuropäischer Studie PRIESTER 2000) diese Entwicklung. Sie waren angetreten, in erster Linie biographienaher Seelsorge zu machen und überschaubare Gemeinden zu leiten. Jetzt wird die Seelsorge immer weniger biographienah und zugleich immer mehr betriebsorientiert. Priester beklagen daher mit überwältigender Mehrheit zu Recht den Verlust unmittelbarer Seelsorge. Schellenberger nennt das den pastoralen Notstand – vorausgesetzt, dass der priesterliche Dienst weiterhin eng an seelsorgliche Aufgaben gebunden bleibt und diese nicht an andere pastoral Mitarbeitende abwandern: Krankenhauseelsorgereferentinnen, Pastoralreferentinnen, Gemeindefeferentinnen und nicht zuletzt Ehrenamtliche. Nur unter diesen Bedingungen, dass Priester in hohem Masse von der Seelsorge her definiert werden, bedeutet die gegenwärtige Entwicklung nach Schellenberger einen „pastoralen Notstand“.

Die derzeitige Entwicklung hat bei aller praktischen Effizienz aber noch einen zweiten markanten Nachteil. Er führt zu einer faktischen Reklerikalisierung des Kirchenbetriebs. Alle guten Vorsätze, die sich auf die Kirchenkonstitution *Lumen gentium* berufen, sind vergessen. Die Kirche wird nicht (mehr) umfassend vom Volk Gottes her konzipiert, in dem es nur Berufene und Geistliche gibt, darunter von Gott bestellte Amtsträger, Bischöfe, Priester und Diakone und vielleicht in Zukunft noch weitere Ämter als Ausfaltung des einen kirchlichen Dienstantes (wie etwa Pastoralreferentinnen). Wären diese Vorsätze weiterhin handlungsleitend, dann wären die Probleme des Priestermangels nämlich nicht vom Klerus her, sondern von den Gemeinden her anzugehen. Wie das aussehen könnte, darüber weiter unten gleich mehr. Hier muss vorerst konstatiert werden, dass die kirchliche Raumpflegerie sich am verfügbaren Klerus und nicht an den verfügbaren gläubigen Gemeinden orientiert. Dass diese „Lösung“ nicht wenigen sehr schlechtes theologisches Gewissen bereitet, kann man

daran erkennen, dass man dem ganzen schamlos klerikalen Vorgang das Feigenblatt der „kooperativen Pastoral“ vorgehängt hat. Dabei sind die Anliegen einer solchen „kooperativen Pastoral“ theologisch durchaus beachtlich. Sie sind ein Versuch, die Ekklesiologie des Konzils zu operationalisieren. Aber letztlich bleibt sie vielfach Wunschdenken. Es geht den Verfechtern dieser kooperativen Pastoral wie einem aufgeschlossenen Paar. Dieses ist angetreten, die Beziehung unter Bedacht einer modernen Frauen- und Männerrolle partnerschaftlich zu gestalten. Sobald aber dann ein Kind kommt, und angesichts der hohen Verschuldung ein Teil des Paares beim Kind bleiben muss, bauen sich die modernen Geschlechterrollen unverzüglich in die traditionellen zurück.

## **Finanzmangel**

Der Mangel an Priestern in pastoraler Ruf- und Reichweite bildet die erste Phase der Krise der herkömmlichen Kirchenstruktur. In einer zweiten Phase verlagert sich der Priestermangel auf einen umfassenden Finanzmangel. Beklagenswertes Beispiel dafür ist die Erzdiözese Berlin. Was dort passiert ist, ist im Modus der panischen Angst, es könnte auch in der eigenen Diözese passieren, inzwischen Grundlage für die kirchlichen Maßnahmen vieler anderer Diözesen.

Betroffen sind bislang geldstarke Kirchen, jene also, die über die Kirchensteuer (Deutschland, Schweiz) oder einen Kirchenbeitrag (Österreich) jahrzehntelang ein komfortables wirtschaftliches Fundament hatten. Die Korrosion der Kirchenmitgliedschaft, in Deutschland die Lasten der Wende (Solidarbeitrag) und der anhaltenden Wirtschaftsflaute mit hoher Arbeitslosigkeit hat dazu geführt, dass entweder immer mehr Kirchenmitglieder mit niedrigen Einkommen überhaupt keine Kirchensteuer mehr entrichten und andere wegen der finanziellen Knappheit im Haushalt (wegen Arbeitslosigkeit, Solidarbeitrag) die Kirche verlassen, um finanzielle Erleichterung zu erleben. Was ein solcher Kirchenaustritt, der mit dem finanziellen Überleben mancher hochverschuldeter Familien zu tun hat, theologisch bedeutet, wird hier nicht weiterverfolgt, muss aber bei der Umgestaltung der kirchlichen Sozialform in eine zukunftsfähige mitbedacht werden müssen.

## **Betriebswirtschaftliches downsizing**

In dieser wirtschaftlichen Bedrängnis rufen immer mehr Bistümer betriebswirtschaftliches Knowhow zu Hilfe. Hohes Ansehen genießt bei den Kirchenleitung das geschickt agierende Unternehmen Mc Kinsey, das inzwischen den Versuch macht, möglichst viele Daten aus allen deutschen Diözesen über einen umfangreichen Fragebogen zu sammeln, um dann im Beratungsfall gleich an Hand solcher Daten die Latte für die durchzuführenden Einschnitte rasch legen zu können: Benchmarking heißt dieser effiziente Vorgang.

Was dabei passiert, entbehrt nicht hohen betriebswirtschaftlichen Könnens. Das Hauptziel ist, aus der in die wirtschaftliche Enge getriebenen Kirchenleitung her mehr als verständlich, den Kirchenbetrieb auf jene Größe zurückzufahren, dass er wieder finanzierbar ist. Das Fachwort für diesen buchstäblich einschneidenden Vorgang heißt „downsizing“ oder ebenso oder formuliert „redesigning“. Alle Winkel des Kirchenbetriebs werden ausgeleuchtet, aufgespürt wird, was an Immobilien und Mobilien (Menschen) erübrigt werden kann. In Berlin führte das beispielsweise dazu, dass die meisten Pfarreien fusioniert wurden. Von den hauptamtlich Mitarbeitenden wurde ein Drittel entlassen.

## **Verschärfte Ökonomisierung**

Schon wird deutlich, dass sich solche Kirchenreform nicht einmal mehr am verfügbaren Klerus, sondern nur noch am verfügbaren Geld orientiert. Das führte etwa in der priesterarmen Erzdiözese Berlin zu dem makabren Ergebnis, dass das Bistum inmitten des drastischen Priestermangels einen nicht mehr finanzierbaren Priesterüberschuß verzeichnete und anderen Bistümern Priester verkaufte oder frühzeitig pensionierte. Eine Reform der Österreichischen Bundesbahnen verläuft nach derselben letztlich neoliberalen Logik. Das oberste Gestaltungsprinzip des Kirchenbetriebs ist eben betriebswirtschaftliche Vernunft. Theologische Rücksichtnahmen treten weit in den Hintergrund. Es geht gott-frei zu, a-theistisch sozusagen.

## Reihung der "Grundfunktionen": Wegsparen von Diakonie und Bildung

Ein unentbehrliches Instrument beim „downsizing“ heißt Priorisierung. Wenn etwas aufgegeben werden muss und anderes bleibt, braucht es als Entscheidungsgrundlage eine Rangordnung dessen, was im Betrieb herkömmlich gemacht wird, was mporgen aber vorrangig geschehen soll oder eben auch nicht mehr gemacht wird. Für diesen Vorgang wird von den betriebswirtschaftlich Beratenden das Wunderkriterium der „Kernidentität“ ins Spiel gebracht. Im Zuge des „downsizings“, so die Botschaft, müsse sich eben die Kirche auf das zurückziehen, was unverzichtbar ist. Anderes könne sie lassen.

Die Pastoraltheologie hat in jahrzehntelangem Konsens dafür die Arbeit geleistet. Es ist die „Lehre“ von den kirchlichen Grundfunktionen. Diese werden nun aber nicht als durchgängige Dimensionen kirchlichen Lebens und pastoralen Tuns verstanden, sondern als Grundbereiche: Arbeitsfelder also. Gehen wir einmal davon aus, dass die Koinonia als „vierte Grundfunktion“ von einer eigenen Art ist, geht es vor allem um „drei Grundfunktionen“, deren altehrwürdige Namen sind Liturgia, Martyria und Diakonia.

Mit dem Aufkommen der von gut gebildeten Laien getragenen neuen pastoralen Berufe (GemeindereferentInnen, PastoralreferentInnen, Diakone) sind diese „drei Grundfunktionen“ schon insofern gewichtet worden, weil bestimmte Aufgaben die Priesterweihe voraussetzen und andere nicht; im Zuge des Priestermangels sind durch „Delegation“ oder „Teilhabe“ von Laien an presbyteral definierten Aufgaben die Grenzen aber wieder verwischt worden.

Schon solche Vorgänge haben Auswirkung auf die Definition der Kernidentität. Es handelt sich vor allem um jene Aufgabenfelder, in denen ein Priester unentbehrlich ist: Eucharistie, Predigt in ihr, Sakramente. Die anderen Bereiche werden aber nach Möglichkeit outsourct. Sie werden als Vorgänge gesehen, wo die Kirche in einer entstaatlichten Gesellschaft gesellschaftliche Dienste erfüllt und daher erwartet, dass diese Vorgänge auch vom Staat finanziert werden (was dieser aber immer weniger kann). Noch relativ gesichert ist die Finanzierung des Religionsunterrichts, nicht mehr so sicher die Finanzierung jener theologischen Fakultäten, von denen Rechnungshöfe sagen, dass es deren zuviele sind; noch mehr abgebaut wird in sozialstaatlich relevanten Bereichen, damit in der Diakonie. Und scharf gespart wird in der Bildung.

Sich auf die „Kernidentität“ ist daher nicht nur betriebswirtschaftlich intelligent, sondern zugleich auch pastoral verheerend. In der Studie an Diakonen im deutschsprachigen Raum im Jahr 2002 wurden die Diakone gebeten zu sagen, an welchen pastoralen Vorgängen sie beteiligt sind und welcher der drei Grundfunktionen sie diese Aufgabe jeweils zuordnen. Das Ergebnis ist ernüchternd und zeigt, wie vergeblich die pastoraltheologische Liebesmüh mit der Lehre von den drei Grundfunktionen ist – noch mehr: wie gefährlich sie letzten Endes ist, wenn sie in die Hände der betriebswirtschaftlichen Kirchensaniierer kommt. Es gibt (sieht man von der Verwaltung ab) letztlich keinen pastoralen Vorgang, der nicht an allen drei Grundfunktionen teil hat – was noch einmal zeigt, dass die unbemerkte Verlagerung von Funktion zu Bereich unzulässig ist.

Die Kernidentität der Kirche läßt sich daher nicht mit den drei Grundfunktionen beschreiben (was auch Lumen gentium nicht macht), sondern schon weit eher mit dem Grundgebot Jesu von der Gottes- und Nächstenliebe. Die neuzeitliche Fundamentaltheologie hat dafür die als Pole kirchlichen Handelns Mystik und Politik (Johann B. Metz, Dorothee Sölle, Rottenburger Synode), Kontemplation und Aktion (Roger Schutz) gesetzt. Das Zweite Vatikanische Konzil nennt die Kirche in Christus das Sakrament, also Zeichen und Werkzeug des liebenden Ineinanders von Gott und den Menschen (LG 1). Der von Rom aus unerfindlichen Gründen geheim kritisierte Passauer Pastoralplan ist folglich zu Recht übertitelt „*Gott und den Menschen nahe*“. Eine Strukturierung dieses Planes nach Grundfunktionen wurde nach längerem Ringen ausdrücklich verworfen. Zum Glück. Das ermöglichte die bewegend Grundformel: „*Wer in Gott eintaucht, taucht neben den Menschen, zumal den Armen, den Armgemachten auf.*“ Dabei könne der Weg nach Mt 25 auch umkehrt verlaufen: Wer mit compassion bei den Leidenden eintaucht, taucht (ob er es weiß oder nicht, hätte Karl Rahner jetzt formuliert) in Gott auf und wird in dieser vielleicht in seiner subjektiven Erfahrung „atheistischen Weise“ gerettet.

## **Hoher Preis: pastorale Depression, kein missionar. Aufbruch**

Die Früchte der betriebswirtschaftlichen Sanierung vieler deutscher Diözesen sind höchst zwiespältig. Die Finanzkammerdirektoren atmen auf. Doch wissen sie genau, dass sie bestensfalls auf wenige Jahre beruhigt sein können. Wenn es nicht eine spürbare Trendumkehr in der Kultur, im Mitgliedschaftsverhalten gibt, kurzum, wenn nicht ein „missionarischer Aufbruch“ kommt, kann man schon heute Verträge mit Mc Kinsey für das nächste „downsizing“ vorbereiten.

Für die Zeit dahin ist aber ein solcher „missionarischer Aufbruch“ nicht wahrscheinlich. Was über den sanierten Bistümern lagert, ist nicht sonnige Aufbruchstimmung, sondern herbstlich-düstere pastorale Depression. Nach dem Weggang der betriebswirtschaftlichen Sanierer haben Gemeindeberatungen alls Hände voll zu tun, um einen weiteren Verfall der kirchlichen Organisationskultur hintanzuhalten.

Dass auch keine missionarische Energie beim nicht gekündigten Personal zu erwarten ist, hat auch damit zu tun, dass die nicht entlassenen in der nächsten Zeit konformistisch alles Erdenklich tun werden, um auch beim nächsten Downsizing die Stelle zu behalten. Unter diesen Vorzeichen droht kein Aufbruch.

Dazu kommt, dass in den betriebswirtschaftlichen Verträgen die Arbeit an einer Erneuerung, einem pastoralen Aufbruch also, nicht enthalten ist. Der Betrieb ist zu sanieren, seine wirtschaftliche Zukunftsfähigkeit soll für die nächste Zeit gesichert werden. Doch die Frage, welches die Herausforderungen der Zeit (die „Zeichen der Zeit“) an die heutige Kirche sind, wie sie ihren ererbten Auftrag genau an diesen „Zeichen der Zeit“ neu justieren kann, was daher ihre konkreten pastoral-missionarischen Projekte sind und welche Sozialform sie dazu braucht: solche Aufgaben sind nach dem betriebswirtschaftlichen Erfolg unbeantwortet. Noch mehr: ihre Beantwortung ist aus betriebswirtschaftlichen Gründen erheblich schwieriger geworden. Denn was saniert wurde, ist das untergehende Kirchensystem. An dieses wurden das verbleibende Personal und die bleibenden Mittel noch enger gebunden. Denn letztlich werden jetzt die anstehenden Entscheidungen nur im Rahmen des betriebswirtschaftlichen Systems getroffen. Das kann dann eben dazu führen, dass Priester trotz krassen Priestermangels abgegeben werden (statt mit dieser freigewordenen Reserve missionarische Projekte zu entwerfen). Hochqualifizierte Menschen werden leichtfertig gekündigt, weil es nicht um die Humanressourcen, sondern lediglich um die Geldressourcen geht.

Damit der Kernfehler deutlich sichtbar geworden, den heute viele Diözesen begehen. Sie verwalten eine veraltete und nicht mehr zukunftsfähige Kirchenorganisation statt jetzt die Kirchenorganisation von Grund auf umzubauen. Es wird ein Untergang mit hohem betriebswirtschaftlichen Aufwand verwaltet, aber kein Übergang gestaltet.

## **Den Übergang gestalten**

### **Der Mensch ist der Weg der Kirche**

Wer nicht nur den Untergang des bestehenden Kirchengestalt intelligent und effizient verwalten will, sondern sich für das „übergang gestalten“ entscheidet, muss zuerst nach den Spielregeln Jesu und in seiner Nachfolge des Papstes Johannes XXIII. die „Zeichen der Zeit“ lesen. Es sind aus der Sicht der Theologie jene Erfahrungen der Menschen, durch die hindurch Gott seiner Kirche den Weg weist, den sie in seinem Namen an der Seite der Menschen gehen soll.

Wissenschaftliche Befunde ergeben, dass zwei große Themen die Menschen in den nächsten Jahrzehnten bewegen werden: die Frage nach der Gerechtigkeit inmitten der Freiheit und die Frage nach der Spiritualität inmitten der Säkularität.

## Neue Soziale Frage: Diakonisierung

Nach dem Fall der Mauer und dahinter des kommunistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsmodells ist es zu einem ungeahnten und unbehinderten Siegeszug des neoliberalen Kapitalismus gekommen. Dafür stehen die Begriffe Globalisierung, Privatisierung, Deregulierung. Solche Vorgänge sind durch die informationelle Technologie möglich geworden und wirken sich auf die so eingeschwene Welt zweispältig aus. Auf der einen Seite gibt es enorme wirtschaftliche Fortschritte, die durch den Fortschritt der Wissenschaften genährt werden. Auf der anderen Seite bringt solche Modernisierung viele Modernisierungsverlierer hervor.

Eine weltweite neue Soziale Frage tut sich auf. Sie betrifft nicht nur das Armutsgefälle vom reichen Norden hin zum nach wie vor verarmten Süden (in deren Mitte es neue Reichtumsinseln gibt). Selbst in reichen Gesellschaft kann morgen jeder von uns überflüssig werden. Wohin mit ihm?“ fragt besorgt Hans Magnus Enzensberger. Überflüssig wird, wer nicht arbeitet, kauft, erlebt, genug weiß, die falschen Gene hat: die zu teuren Sterbenden, die in neodarwinistischen Konzepten störenden Behinderten, die Langzeitarbeitslosen, nicht zuletzt Kinder, welche das Lifdesign von Männern und Frauen zunehmend stören, weil sie mit der Optimierung maximal leidfreien Glücks in knapper Zeit (Marianne Gronemeyer nannte es das „Leben als letzte Gelehnheit“) so beschäftigt sind, dass sie füreinander und für Kinder immer weniger (im energetischen Sinn) „übrig haben“.

Eine Forderung des Sozialethikers Jean B. Lacordaire aus Paris in der Frühzeit der alten Sozialen Frage des 19. Jahrhunderts formuliert, gewinnt an erneuter Aktualität: „Man muss der Freiheit immer Gerechtigkeit abringen.“ Gerechtigkeit wird somit zu einem der Grundthemen der Jahre vor uns, näherhin der Zugang der wachsenden Zahl von Menschen zu den knappen Lebenschancen der einen Welt.

Kirchen sind herausgefordert, Anwältinnen derer zu sein, die in Gefahr sind, als Modernisierungsverlierer überflüssig zu werden. Eine Diakonisierung der Kirche steht auf dem Programm.

## Megatrend Respiritualisierung: Spiritualisierung

Das andere Thema, das die Kultur zumal in hochmodernen Gesellschaften zunehmend beschäftigt, ist Spiritualität unter den Bedingungen der Säkularität. Der Trendforscher Matthias Horx ortet eine Respiritualisierung als Megatrend der späten Neunzigerjahre. Immer mehr Menschen gerade moderner säkularer Kulturen (wie in den großen Städten Europas wie Wien, Brüssel, Lissabon) gehören zu den spirituellen Wanderern. Ob wohl sie auf oft widersprüchlichen und abenteuerlichen Wegen unterwegs sind, bewegt sie eine gemeinsame spirituelle Sehnsucht. Das was dabei gesucht wird, ist höchst unterschiedlich: die spirituelle Reise ins Innere steht in Spannung zu einer spirituellen Reise ins Weite, gesucht wird Heilung, bei der Rituale eine zentrale Rolle spielen, nicht wenige sehnen sich nach Gemeinschaften mit einer Ethik der Liebe, die eine Art Avantgarde einer neuen Welt darstellen.

Günther Nenning, wacher Beobachter kultureller Entwicklungen, vermerkt kopfschüttelnd: „Die Sehnsucht boomt, aber die Kirchen schrumpfen.“ Obwohl also der spirituelle Markt sich positiv entwickelt, schreiben die Kirchen rote Zahlen. Eine Folge einer langjährigen Selbstsäkularisierung? Jedenfalls steht der Kirche eine Spiritualisierung ins Haus. Und das nicht als Alternative zur geforderten Diakonisierung, sondern in einem ebenso unterenbaren polaren Verhältnis wie auch Gottes- und Nächstenliebe voneinander nicht getrennt werden können.

## Aggiornamento

Mit den Forderungen der Diakonisierung und Spiritualisierung der Kirchen ist schon angedeutet, wie sich die Kirchen innerlich erneuern müssen. Beide entsprechen nicht nur den Zeichen der Zeit, sondern dem Grundauftrag, inmitten der Welt eine Gemeinschaft zu sein, die aus der Kraft von Gottes- und Nächstenliebe für die Welt heilsam ist.

Vom Erfordernis der Diakonisierung und Spiritualisierung her sind nicht nur kirchliche Projekte zu entwerfen (wie dies in kluger Weise der Passauer Pastoralplan 2000 versucht hat), sondern sind auch die Kompetenzen der Menschen zu entwickeln, welche das Wirken und Leben der Kirche tragen: der ehrenamtlichen arbeitenden Mitglieder ebenso wie der Hauptamtlichen.

Wo all dies geschieht, erfolgt wie einst auf dem Konzil ein aggiornamento. Dieser Vorgang bedeutet eingedeutscht „Verheutigung“, nicht „Anpassung ans Heute“. Er verlangt von der Kirche mehr Nähe zum Menschen ebenso wie propheten Widerstand gegen als jene Kräfte, die dazu führen, dass menschliches Leben nicht auf-, sondern umkommt. „Der Mensch ist der Weg der Kirche.“ (Johannes Paul II.)

## **Strukturwandel**

Ein so zeitgerecht und auftragstreu in einem arbeitende Kirche braucht moderne Strukturen, die ihre Arbeit erleichtern statt erschweren. Welche Sozialform für die Kirche in den nächsten Jahren erwachsen wird, kann heute noch niemand klar sehen und formulieren. Es braucht dazu das Zusammenspiel all, derer, die in der Pastoral den Komppf hinhalten, und jener, die darüber kompetent nachdenken. Im Folgenden sollen dazu einige Punkte in die Diskussion gebracht werden.

## **Kirchensteuerfreie Kirche**

Die Kirche muss bei der Gestaltung ihrer Sozialform (ihres pastoralen Unternehmens also) das Diktat des Geldes beenden. Denn weder die Klerikalisierung noch die Ökonomisierung der Kirche wird aus dieser herausführen, sondern lediglich das langsame Sterben der überkommenen Arbeitsweise und Sozialform der Kirche verlangsamen und damit verschärfen. Es braucht andere Ansätze für den Entwurf einer zeitgerechten Arbeitsweise und Sozialform der Kirche und in diesem Sinn ihrer Strukturen.

## **Raumgerechte Seelsorge**

Ein erstes Beispiel. Statt pastorale Megaräume zu schaffen und in diesen Großräumen die pastoralen Aufgaben unterschiedslos anzusiedeln ist der falsche Weg. Genau umgekehrt ist vorzugehen. Zunächst ist zu fragen: Welche Aufgaben sind zu leisten? Und dann: Welches ist der optimale Raum für diese Aufgabe. Geht man diesen Weg, erhält man gute und zugleich sehr differenzierte Ergebnisse.

## **Lokale gläubige Netzwerke**

Ein Paket kirchlicher Aufgaben erweist sich als sehr bodennah, in diesem Sinn als lokal, kleinräumig. Dazu gehören alle jene pastoralen Aufgaben, die nahe an der Biographie einzelner Menschen und Familien dran sind: die Riten zu den Lebenswenden und die dort angesiedelten sakramentalen Feiern; die Sorge um den familialen Lebensraum, damit auch kirchliche Kindergärten, Kinderpostoral, die Sorge aber auch um die Kranken, Pflegebedürftigen und diese wiederum in Verbindung mit den familialen Lebenswelten.

Auf dieser Ebene sollen sich lokale Glaubensnetzwerke bilden. Das sind nicht unsere heutigen Pfarreien, obgleich es in diesen längst Ähnliches gibt. Vielleicht sind es gläubige Gemeinschaften in der Größe von 70-100, die sich zur Zeit aus einem Mitgliederpotential von etwa 1800 Personen rekrutieren. Sind es wahrhaft gläubige Gemeinden, die ihre ekklesiale Berufung angenommen haben, o ihr Adsum gesprochen haben, sich also von Gott unvertretbar in den Dienst der Kirche genommen wissen und dazu die ihnen gegebenen Begabungen erkunden, entfalten und einbringen, dann soll in diesen gläubigen Netzwerken auch die Eucharistie gefeiert werden. Denn auf diese tendiert alles christlich-kirchliche Leben zu und lebt aus dieser, so das Konzil und gestützt auf dieses Johannes Paul II. (Ecclesia ab eucharistia, 2003).

Die Mitglieder dieser lokalen Glaubensnetzwerke betreiben für ihre Gemeinde gleichermaßen time- wie moneyspending. Ihre Stärke sind die eigenen Humanressourcen, also die Mitglieder, welche randvoll mit dem

Evangelium ihre Begabungen dem Leben des Netzwerkes zur Verfügung halten. Sie kümmern sich selbst um die erforderlichen finanziellen wie personellen Ressourcen, welche die Gemeinde braucht, um ihre Aufgaben intern und in ihrer Umwelt zu erfüllen. Es sind also Gemeinschaften, die – nach dem Ende einer Kirchensteuer – sich auch selbst finanzieren.

Ein grundlegendes Prinzip ist jenes der breiten Beteiligung. Diese hat mehrere Gründe: Sozialpsychologisch ist klar, dass Identifikation durch Partizipation wächst. Auch das Subsidiaritätsprinzip mahnt ein, dass Entscheidungen, die durch die Betroffenen selbst gefällt werden können, diesen nicht abgenommen werden sollen. Das Hauptargument ist aber theologischer Art: Gottes Geist ist allen Mitgliedern des Gottesvolks gegeben. Jeder und jede hat daher etwas beizutragen, gemäß der eigenen Berufung und Begabung. Solche „Synodalität“ ist kein Gegensatz zum kirchlichen Amt. Vielmehr ist klar, dass je mehr Synodalität riskiert wird, auch das Amt umso wichtiger wird. Allerdings ist der Amtsstil in einer Gemeinschaft ohne synodale Kultur ein anderer als in einer Gemeinschaft mit einer synodalen Kultur.

Die Sorge, dass über Beteiligung das Evangelium in Gefahr ist, weil über die Beteiligten der Zeitgeist in die Gemeinschaft eindringen könnte, gilt als Urgefährdung für alle, die sich nicht von der modernen Welt zurückziehen, sondern Zeitgenossen sind: also nicht nur für Laien, sondern auch für Priester. Anzustreben ist in jeder kirchlichen Gemeinschaft, dass die, die sich beteiligen, dies aus der Kraft des Evangeliums tun.

Die Dienste, welche die Gemeinde entwickelt, einschließlich der Leitungsdienste in den verschiedenen pastoralen Projekten der Gemeinde, werden ehrenamtlich gemacht.

Insofern diese gläubigen Gemeinden eucharistiefähig sein sollen, brauchen sie jemanden, der der Eucharistiefeier vorsteht, dazu den sakramentalen Feiern des christlichen Lebens und der nicht zuletzt die Einheit dieser lokalen gläubigen Gemeinden mit der Ortskirche, repräsentiert durch den Bischof, lebendig hält, was der Sache nach vor allem dadurch geschieht, dass dieses Amt die anvertraute Gemeinde in der Spur des Evangeliums hält.

Auch dieser priesterliche Dienst wird in Zukunft ehrenamtlich erfüllt werden. Bischof Lobinger und ich schlagen dafür seit einiger Zeit die sogenannten „Leutepriester“ vor. Es sind gemeindeerfahrene Personen, die auch die Fähigkeit vom Vorstehen besitzen und die der Bischof als gemeindliches Presbyterium auf die Priesterbank weiht. Sie erhalten eine angemessene Ausbildung (vielleicht in der Form des kommenden dreijährigen Bacalaureats) und eine entsprechend intensive Fortbildung. Insofern das priesterliche Amt immer im Namen Christi berufen ist, Gemeinden zu gründen und zu leiten, ist der Dienst der Leutepriester vorwiegend in der Gemeindeleitung zu sehen.

## **Größerräumige missionarische Projekte**

Die pastorale Aktivität einer Ortskirche (und kirchlicher Regionen) wird sich zwar vorrangig in diesen gläubigen Netzwerken ereignen, aber nicht darin erschöpfen. Es gibt viele pastorale Vorgänge, die nach einem größeren Raum verlangen. Dazu gehört heute die Jugendarbeit, die Bildungsarbeit, die Arbeit in und mit Medien, die gesellschaftliche Einmischung. Auch die diakonale Arbeit der Kirche ist zwar teilweise auch lokal-biographienah, braucht aber auch weiträumigere Projekte.

Solche größerräumige pastorale Projekte werden von der ortskirchlichen Gemeinschaft finanziert. Dabei ist zu klären, wie solches Geld zusammenkommt – teilweise durch Fundraising in den lokalen Glaubensnetzwerken, durch staatliche Gelder sowie durch andere Formen des Fundraisings, aber auch durch Zusammenarbeit mit nichtkirchlichen Einrichtungen.

Solche qualitativ anspruchsvolle Projekte verlangen nach professionellen Hauptamtlichen. Diese gehören künftig also nicht in die gläubigen Netzwerke, sondern in die kirchlichen Projekte.

Eines der wichtigen Projekte für die kommenden Jahre sind missionarische Offensivprojekte. Das kann eine Jugendkirche sein, eine Stadtmission neuer Art, es kann sich um Kirchen- und Katholikentage handeln, konfessionell wie ökumenisch. Nicht zuletzt können von einer Ortskirche auch Projekte geplant und in Angriff genommen werden, welche der Entwicklung der lokalen Netzwerke dienen: Solches war im Rahmen der Pastoralen Entwicklung Passau geplant worden. Er war der Versuch, inmitten der tiefen Transformationskrise einen Übergang zu gestalten, in eine Ortskirche, die zugleich tief in Gott verwurzelt und deshalb ganz nahe am

Menschen ist. Dessen Durchführung wurde freilich in pastoral angstbesetzter und daher kurzsichtiger Weise der Verwaltung des Untergang durch betriebswirtschaftliche Sanierung in Verbindung mit der Rückkehr zum herkömmlichen Pastoralbetrieb geopfert.

Missionarisch handelt eine Kirche, wenn sie nicht den Bestand bloß zu halten versucht, sondern sich ausweitet. Das ist nicht plumpe Rekrutierungspolitik, wie manche mutmaßen und der Kirche vorwerfen, sondern ihr unentrinnbarer Grundauftrag. Vorausgesetzt wird, dass wo immer gläubige Gemeinschaften wachsen, die randvoll sind mit dem Evangelium, Spuren des Reiches Gottes und damit Inseln einer neuen Welt inmitten der alten errichten. Solche gemeindegründerische Projekte sind daher letztlich nicht kirchnezentriert, sondern Mitarbeit an einer Erneuerung der Welt.

Hier ist der geborene Ort für die herkömmlichen Priester. Sie sind, was theologisch unbestritten ist, Teil des bischöflichen Presbyteriums und in diesem Sinn „Bistumspriester“. Insofern sie nicht einem lokalen Glaubensnetzwerk eingebunden sind, besitzen sie eine hohe Mobilität und Flexibilität, mit der die ehelose Lebensform affin ist. Die Hauptaufgabe dieser Bistumspriester ist im Vergleich zu den lokalen Leutepriestern die Gründung neuer und die Entwicklung alter Gemeinden und Gemeinschaften. Liegt bei den Leutepriestern der Akzent aus der amtstheologischen Formel, dass Priester „im Namen Christi Gemeinden gründen und leiten“ (DBK, Die Ordnung der pastoralen Dienste, Bonn 1977) auf dem leiten, liegt er bei den Bistumspriestern auf dem vergessenen Teil gründen. Die Bistumspriester haben dazu auch die volle akademische Ausbildung, sind zudem aber neben ihrer theologisch-spirituellen Grundkompetenz besten qualifiziert in Organisations- und Personalentwicklung.

## Übergreifende Dimensionen

Nicht berücksichtigt sind in diesen ersten Diskussionsbeiträgen zu einer künftigen Arbeitsweise und Sozialform der Kirche die ökumenischen, interreligiösen und weltkirchlichen Dimensionen. Diese sind gewiß in den lokalen Netzwerken wirksam, werden aber vor allem in entsprechenden größereräumigen Projekten in einzelnen Ortskirchen, aber auch Kirchenregionen wirkmächtig werden.